

Unverfälscht düster

Ein politischer Leseabend an den Kammer spielen

München – Da kommen die Autoren doch tatsächlich selbst auf die Bühne – die Schauspielerinnen haben ihren Platz schon eingenommen – und erklären dem Publikum das Stück. Vorab. Was im Theater als Übertretung von Konventionen gilt, ist an diesem Abend in den Kammer spielen Handeln aus Überzeugung. Es wirkt intuitiv, ist auch nicht Teil der Vorlage, flücht sich aber unweigerlich in die Wahrnehmung ein. Das folgende Stück „Alles kann passieren!“, das für einen Abend aus Österreich nach München geholt wurde, sei „kein Klamaus“ und auch „kein Kitsch“, sondern die bloße Abbildung der Realität, sagt Florian Klenk, der Chefredakteur der Wiener Wochenzeitung *Falter*. Wenn schon die Politik „theatralisch“ geworden sei, müsse die Kunst die Möglichkeit ergreifen, um „darzustellen, was ist“, postuliert Rabinovici, Wiener Autor und Historiker.

„Es soll alle das Fürchten gelehrt werden.“

Das Theater verschreibt sich einem radikalen Realismus, über den Anspruch der Realität hinaus? Aus künstlerischer Sicht ein anregender Gedanke. Den Autoren aber geht es um Dringlicheres: Sie haben die Reden aus den vergangenen paar Jahren von nationalistischen und rechtspopulistischen Politikern zu einer gut einständigen Zitate-Collage zusammengestellt und von vier Schauspielerinnen vom Tisch aus vorlesen lassen.

Der Abend will alarmieren. Laut Ungarns Premierminister Viktor Orbán zum Beispiel stehe die „ethnische Einheit des ungarischen Volkes“ auf dem Spiel, laut Italiens Vize-Ministerpräsident Matteo Salvini der „Erhalt der Nation“ gegen die „Multi-kulti“-Vorstellungen der „EU-Eliten“. Shirin Lilly Eissa, Anouk Elias, Eva Löbau und Julia Windischbauer sprechen neben Orbáns und Salvini Worten die des österreichischen Innenministers Herbert Kickl, seines Parteifreunds und Vizekanzlers Heinz-Christian Strache oder die des polnischen PiS-Chefs Jarosław Kaczyński.

Die Grundidee des Abends: In ihren Reden stecken die düsteren Zukunftsvisionen dieser Politiker, weshalb man sie in ihrer Unverfälschtheit kennen sollte, nicht zuletzt, um besser gegen sie argumentieren zu können. Der aufklärerische Anspruch des Stücks hat zur Folge, dass die zitierten Politiker als radikale Feinde liberaler Demokratie eingeordnet, als rein Böse stilisiert werden. Die Rahmung trägt dazu bei: die Ansprache am Anfang, die an der Wand als Korrektiv aufleuchtenden Zitate von Hannah Arendt und Victor Klemperer und das Herausretzen der Schauspielerinnen aus ihren Rollen zum Schluss, um zu erklären: „Es soll alle das Fürchten gelehrt werden.“ Da wird der Appell moralistisch.

Man muss sehr zynisch sein, um sich gar nicht von den Reden bewegen zu lassen. Und trotzdem bleibt das ungute Gefühl zurück, einer Predigt für Bekehrte beizuhören. Man darf sich getrost auf die Schulter klopfen: War man im Saal, gehörte man auf jeden Fall auf die richtige Seite der Geschichte. Und jetzt? Für Weiteres fehlt es dem Stück an intellektuellem Anspruch, das Phänomene des neuen Nationalismus in seinen politischen Ursachen zu verstehen.

EKATERINA KEL

Blutrachetagtraum

Camille Saint-Saëns' „L'Ancêtre“ im Prinzregententheater

München – In Camille Saint-Saëns' Oper „L'Ancêtre“ gibt es sehr viel schöne Musik ohne den geringsten theatralen Nutzen. 1906 hatte das Stück seine Uraufführung, und Saint-Saëns vereint in diesem Spätwerk viel Impressionismus mit ein wenig Wagner. Leider vergaß er, dieser exquisiten Klang-Cuvée auch noch ein bisschen Struktur mitzugeben, so dass man nun den Eindruck hat, eineinhalb Stunden lang in einer Schüssel mit weißer Mousse au Chocolat zu sitzen. Das ist hochgradig angenehm, auch weil hier das Münchner Rundfunkorchester spielt, das den Klang französischer Delikatessen perfekt beherrscht. Vielleicht, so könnte man vage vermuten, könnte der Dirigent Matthias Fommery der Partitur ein bisschen mehr Dramatik entlocken, aber wahrscheinlich wäre dieses Unterfangen vergebliche Liebesmüh. So macht er das Richtige: Er achtet liebevoll darauf, die Sängerinnen und Sänger nicht

mit dem Orchester zu überdecken, und das muss er in zwei Fällen schon aufpassen. Klanglich ist das Ergebnis jedenfalls entzückend, auch weil Eva Pons den Chor einstudiert hat. Die Bayerische Theaterakademie hat zusammen mit der Musikhochschule nun das Stück aus dem hintersten Winkel des Repertoires hervorgeholt und mit enormem Aufwand ins Prinzregententheater gewuchtet – ein opulenter Rahmen für die vier mitwirkenden Gesangsstudenten. Eva-Maria Höckmayr schuf für ihre Inszenierung einen optisch beeindruckenden Raum, Asche auf dem Boden, Kleider in der Luft. Viele Kleider, Anzüge, Uniformen hängen von der Decke oder werden vom Boden aus hochgezogen, der Raum ist voller Geister der Vergangenheit.

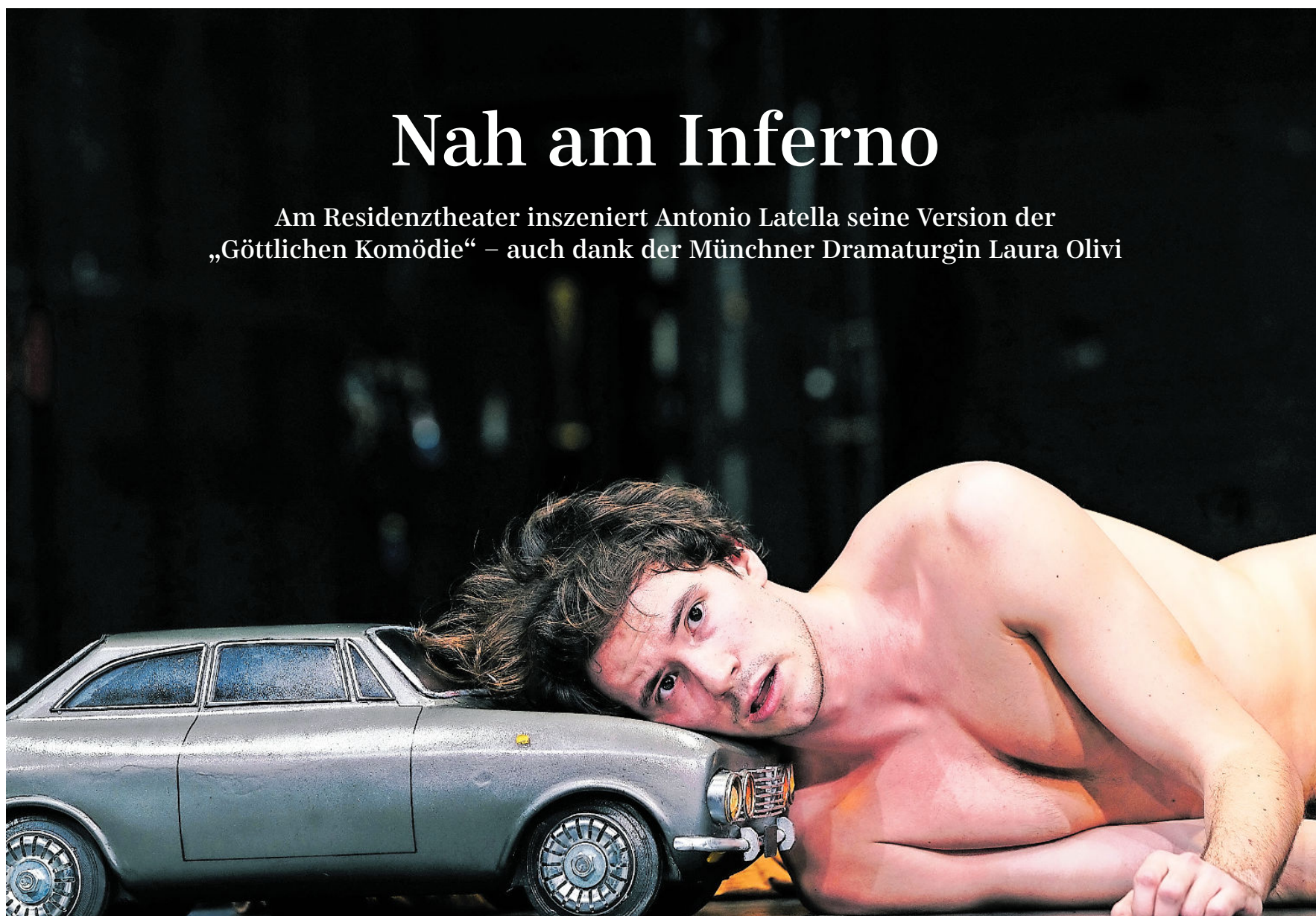
In dem Stück geht es um Blutrache, um zwei verfeindete Familien, die, ginge es nach dem Eremiten Raphaël, engagiert gesungen von Jeong Meen Ahn, sich längst versöhnen sollten, aber die Chefin der einen Familie, die Titelfigur der Ahnin Nunciata, hat nicht die geringste Lust, auf diesen Nikolaus zu hören. In einer hanebüchernen Schlussvolte erschließt sie aus Versen die eigene Enkelin Vanina, die sie für ihre Rache einspannen wollte, doch die liebt diesen Tébaldo, den es zu erschließen gilt. Außerdem singt Céline Akçağ die Vanina zwar schön, aber viel zu brav. Vaninas Halbschwester Margarita liebt den auch, doch Saint-Saëns verliert sie im Laufe des Stücks aus den Augen, da kann Milena Bischoff noch so federleicht lyrisch bezaubern. Thomas Kiechle ist Tébaldo, Gast und ein toller Kerl, dazu kommt noch der Schweinehirt Bursica, von Damien Gastl mit viel Wucht verkörpert. Aber taugt das Stück für eine Studentenproduktion?

Höckmayr arrangiert die Mitwirkenden in surreal-somnambulen Bildern, in einer Art Garcia-Lorca-Tagtraum, mehr Zustand als Theater, in dessen Zentrum keine Studentin steht, sondern Heike Grötzinger, die die Nunciata mit nuancierter Bosheit singt und spielt.

EGBERT THOLL



Céline Akçağ als Vanina in Camille Saint-Saëns' Oper „L'Ancêtre“ im Prinzregententheater. FOTO: JEAN-MARC TURMES



Nah am Inferno

Am Residenztheater inszeniert Antonio Latella seine Version der „Göttlichen Komödie“ – auch dank der Münchner Dramaturgin Laura Olivi

VON PETRA HALLMAYER

Allein mochte sie nicht kommen. Zum Gespräch hat Laura Olivi den Regisseur Antonio Latella und dessen Autor Federico Bellini mitgebracht. Sie drängt sich nicht gern in den Vordergrund. Dabei hat sie es verdient, selbst einmal in den Fokus gerückt zu werden. Seit Jahrzehnten ist die Dramaturgin, die in Bologna Germanistik studiert hat, eine uner-müdlige Vermittlerin zwischen dem deutschen und dem italienischen Theater.



Laura Olivi stammt aus Reggio Emilia und hat in Bologna in Germanistik promoviert. Sie ist unter anderem Dozentin für Dramaturgie an der Münchner Theaterakademie. FOTO: MICHEL NEUMEISTER

Olivi hat den Dramatiker Fausto Paravidino in München bekannt gemacht, Koproduktionen und Gastspiele des Teatro Stabile di Torino und von Romeo Castellucci initiiert, Pasolinis „Schweinestall“ und Stefano Massinis „Lehman Brothers“ ins Residenztheater geholt. Laura Olivi ist eine intelligente Textanalytikerin, ungemein belesen und von unaufdringlicher Beharrlichkeit. Unter Dieter Dorn waren ihre Bemühungen von begrenztem Erfolg, bei Martin Kušej stieß sie endlich auf offene Ohren.

Schon seit Längerem hat sie Kušej ans Herz gelegt, Antonio Latella an sein Haus

einzuladen, der für sie „derzeit der wichtigste und aufregendste Regisseur Italiens“ ist. Im Residenztheater führt er an diesem Abend zwei Ikonen der italienischen Kultur zusammen und schickt in seiner Version der „Göttlichen Komödie“ Pasolini auf eine von Dante-Zitaten begleitete Wanderung durch das Inferno und das Gefegfeuer ins Paradies. Die Wirkmächtigkeit Dantes in Italien, glaubt Laura Olivi, lässt sich kaum überschätzen. Schon mit 13 konnte sie viele Verse der „Commedia“ auswendig. „Italiener saugen Dante fast mit der Muttermilch auf.“ So gründlich wie Laura Olivi, die bei der „Langen Dante-Nacht“ der Ruhrtriennale Regie führte, aber kennen ihn nur wenige. 35 Übersetzungen hat sie gemeinsam mit Katrin Hammer durchgesehen, um eine Fassung in Versen zu finden, die den Zauber seiner Poesie erhält und zugleich auch für unkundige deutsche Zuschauer klar und verständlich ist.

Kein Autor hat Pasolini stärker beeinflusst als Dante, der sein Konzept als Autor und Figur seines Werkes maßgeblich prägte. Mehrfach versuchte Pasolini, die „Commedia“ neu zu schreiben, zunächst in seinem Stück „La Mortaccia“, in dem Dante die Prostituierte Teresa durch die Hölle der römischen Vorstädte geleitet, und noch einmal in seiner unvollendeten „Divina Mimesis“. Dantes Spuren, erklärt Olivi, durchziehen seine Filme und Bücher bis zum letzten Romanfragment „Petrolio“, in dessen Eingangsszene der Protagonist Carlo vom Balkon stürzt und sich ein teuflischer und ein göttlicher Engel um seinen Körper streiten. Daran knüpft Latellas Inszenierung „Eine göttliche Komödie. Dante <-> Pasolini“ an, die mit dem „Inferno von Pasolinis Tod“ beginnt, dessen Brutal verstümmelte Leiche 1975 am Lido di Ostia gefunden wurde. Um den bis heute nicht aufgeklärten Mord, für den ein junger Stricher verurteilt wurde, ranken sich zahlreiche Theorien. War es ein Terrorakt der Neofaschisten, war es ein politischer Auftragsmord? Dass der radikale Künstler und unerbittliche Kritiker eines neuen faschistischen Denkens das Opfer der Bluttat eines Einzelnen im Schwulmilieu wurde, dagegen sprechen zu viele Fakten, daran glauben weder Olivi noch Latella und Bellini.

Im Münchner Residenztheater wird der Mord nun rekonstruiert. Zwischen Tod und Leben schwebend begibt sich Pasolini, der sich in seinen tagebuchartigen „Quadern Rossi“ mit dem gekreuzigten Jesus verglich, auf einen Passionsweg und eine Reise in sein eigenes Inneres, bei der er zentralen Personen seiner Biografie und Figuren aus seinen Filmen begegnet auf der Suche nach Erlösung, nach, so Latella, „der absoluten Liebe“, die von allen Zerrissen und Versehrtheiten befreit, „die so unfassbar schön, aber auch unerträglich ist, wenn man sie erfährt“.

Latellas Auseinandersetzung mit Dante, die für ihn zugleich eine sehr persönliche Auseinandersetzung mit sich selbst be-

Mehr italienisches Trauma denn göttliche Komödie: Tim Werths in der Inszenierung von Antonio Latella.

FOTO: MATTHIAS HORN

deutet, kreist um existenzielle Themen und fächert eine Fülle an Motiven und Fragen auf. Nicht zuletzt auch nach dem Zustand einer Gesellschaft, die ihren größten Dichter ins Exil schickte und einem ihrer wichtigsten Intellektuellen erst nach dessen Tod allgemeine Anerkennung zukommen ließ. „Pasolini“, meint Olivi, „war allen unbequem, ein scharfsichtiger Querdenker und politischer Intellektueller, der für die einfachen Leute sprach, ohne populistisch zu sein.“ Solch einen Kopf suche man heute in Italien vergebens.

Latellas „Göttliche Komödie“ führt in die zwei Welten Pier Paolo Pasolinis, die sich auch im Kontrast von Hochsprache und Jargon widerspiegeln: die des Literaten und Künstlers und die der Strichjungen, Gauner und sozialen Verlierer. Bellinis Text war dabei die Basis für eine gemeinsame Stückentwicklung in enger Zusammenarbeit des Regisseurs mit dem Autor, den Resi-Schauspielern und der Dramaturgin. In Italien, erklärt Olivi, sei ihr Beruf „eine Rarität“. Nur wenige Theater leisten sich Dramaturgen. Mittlerweile hält sie Dramaturgie-Workshops in ihrer Heimat ab. Die Begeisterung ist groß, doch es fehlt allerorten an Geld. „Verglichen mit der finanziellen Situation des Theaters in Deutschland ist Italien Dritte Welt“, meint der Intendant der Biennale Venedig, Antonio Latella, der inzwischen in Berlin lebt.

Laura Olivi will auch künftig in München bleiben, und weiterhin beharrlich versuchen, „kulturelle Brücken zu bauen“. Darüber darf man sich freuen, eine kluge und versiertere Vermittlerin kann sich das Theater schließlich kaum wünschen.

Von Hamburg nach Nantesbuch

Börries von Notz ist neuer Direktor der Stiftung von Susanne Klatten

Seit 2017 finden im Langen Haus auf dem Gelände des alten Guts Karpfsee Veranstaltungen statt. Die wirkungsmächtige Architektur mit ihrer warmen Strenge bietet Raum für kleinere, konzentrierte Veranstaltungen und Symposien, findet Notz. Noch brach aber liegt auf dem benachbarten Hügel das ehemalige Gut Nantesbuch mit acht Hektar Baufläche. Dort soll in den nächsten Jahren „eine Art Kultur-Campus“ entstehen, „der ein bisschen die Welt nach Nantesbuch holt und Nantesbuch in die Welt hinaus bringt“. Und sowohl Räume für Ausstellungen und theatralische Aktionen bietet als auch Ausgangspunkt für Naturerkundungen sein soll. Was Kunst betrifft, schöpft Notz aus dem Vollen, denn er ist auch für das Sinclair-Haus in Bad Hamburg zuständig, ein Museum für zeitgenössische Kunst, ursprünglich getragen von Klattens Altana-Kulturstiftung, die nun in die Stiftung Nantesbuch integriert ist.



Börries von Notz, erfolgreicher Museums-macher, hat viele Pläne für die Stiftung Nantesbuch. FOTO: HARRY WOLFSBAUER

Wie der Campus konkret gestaltet wird – eine Ausstellungshalle oder mehrere kleinere Pavillons –, da spielen wir gerade mit den Möglichkeiten.“ Jedenfalls sollen die Gebäude nicht wie gerade „vom Himmel gefallene Ufos“ wirken, sondern die Geschichte des Ortes und die Landschaft berücksichtigen. Gedanken machen sich Börries von Notz und sein Team aber auch um Mobilitätskonzepte und darüber, wie viele Besucher das Gelände verträgt.

Notz kann sich vorstellen, künftig inhaltlich stärker auf einzelne Themen zu fokussieren, denen dann zwölf bis 18 Monate die gesamte Aufmerksamkeit gilt, sei es in Ausstellungen, Symposien, Theateraufführungen, Lesungen oder Landschaftserkundungen. „Wir könnten uns am Begriff Wahrhaftigkeit abarbeiten“, nennt er ein Beispiel. Oder an Authentizität: Wo tritt sie auf, wann nehmen wir sie wahr, ob in der Kunst oder in der Natur. „Ist der Lindenbaum in einer kleinen Dorfgemeinschaft authentisch, auch wenn er erst 30 Jahre alt ist? Wäre es, wenn er in Hamburg-Altona am Spritzenplatz steht?“

Der kreative Prozess wird dauern. Fünf bis zehn Jahre, schätzt Notz und lobt Geduld und Langmut der Stifterin, der es um Nachhaltigkeit geht, nicht um schnelle Massenerfolge. Sie ermögliche es der Stiftung, ihre Standpunkte langsam und dem Ort angemessen zu entwickeln. „Auch das eine einmalige Situation.“

Wer den neuen Direktor und das Lange Haus kennenlernen möchte, hat an diesem Samstag die Gelegenheit. Denn die Stiftung startet mit einem Frühjahrsfest für die ganze Familie in die neue Saison. Weil die Parkmöglichkeiten begrenzt sind, gibt es ein kostenfreies Shuttle für die Anfahrt ohne Auto von und nach Wolfraathausen, Geretsried, Königsdorf, Reindlschmiede und Penzberg. Damit die Natur nicht allzu sehr gestört wird. SABINE REITHMAIER

Frühjahrsfest in Nantesbuch, Samstag, 23. März, Infos unter www.stiftung-nantesbuch.de

KURZKRITIK

In Watte verpackt

Die Hamburger Band „Die Heiterkeit“ im Strom

München – Ein wolkenverhangenes Gebirge, durchbrochen von einer roten Blutspur: Nicht nur das Cover des neuen Albums „Was passiert ist“ der Hamburger Band *Die Heiterkeit* erinnert an Thomas Manns Roman „Der Zauberberg“. Während Manns Protagonist Hans Castorp sich vor den widrigen Lebensrealitäten in ein traumähnliches, watteverpacktes Leben in die Schweizer Berge flüchtet, instrumentiert die Frontfrau und Bandleaderin Stella Sommer auf dem neuen Album eine wohlige Klangwelt, die als Soundtrack des Romans bestens geeignet zu sein scheint. Wesentlich versöhnlicher, dafür umso orientierungsloser und verträumter erschallt die dunkle Stimme Sommers auf Liedern wie „Was passiert ist“ oder „Das Wort“.

Arrangiert ist das Album mit gewohnter Finesse und strenger Zurückhaltung. Breite Orgelflächen ergießen sich über zurückhaltende Klavierakkorde und feinfühliges Drums. Nur selten wird diese umarmende Pop-Einladung von treibenden Schlagzeug-Einlagen und Synthesizern unterbrochen („Ein alter Traum“, „Jeder Tag ist ein kleines Jahrhundert“). Im so gut wie ausverkauften Strom konterkariert Sommer diese verträumte Weltabgewandtheit ihrer Lieder zunächst mit einer zwingenden und entschlossenen Bühnenpräsenz, wenn sie zielsicher zwischen Klavier, Gitarre und Mikrofona umherschreitet.

Die Band hinter Stella Sommer wiederum bleibt bestens funktionierendes Beiwerk, mit dem das Publikum mit den fein austarierten Arrangements in eine warme Blase tranceartiger Melancholie versetzt wird. Hans Castorps verklärtes Leben auf dem Zauberberg endet ja bekanntlich im Blutbad des Ersten Weltkriegs, in dessen Strudel Castorps Spuren sich verlieren. Wenn *Die Heiterkeit* mit „Pauken und Trompeten“ ihr Konzert gegen halb elf beendet, erwartet das Münchner Publikum ungleich sanfter aus diesem Pop gewordenen Traum. Man kann nur hoffen, dass das auch bei den nächsten Konzerten so bleibt. Hans Castorp jedenfalls hätte diese Band gefallen.

FLORIAN HOLLER

Impulsiver Wahn

„Three Steps To Paradise“ von den „Blindgängern“ im Hoch X

München – Lange ringt man nach Worten, nachdem „Three Steps To Paradise“, die neue Inszenierung des Behindertenensembles „Die Blindgänger“, zu Ende ist. Was war das? Ein Erklärungsversuch: andert-halb Stunden lang impulsiver Wahn in collagenartig angelegter Reinform. Im besten Sinne. Die fünf Darsteller entführen unter der Regie von Sacha Anema in eine archaische Welt, die aus einem asymmetrisch geordneten Holzgerüst besteht, durch dessen Lücken und auf dessen Ebenen sich Wesen, etwa in Badekappe, Tutu und mit langem, wuscheligen Schwanz (Stephan Larro), bewegen und ihre kleine Gesellschaft zu strukturieren suchen. Dafür ziehen sie schon mal Goethe oder Machiavelli zurate. Vergewaltigung, Folter und blanker Hohn füreinander sind an der Tagesordnung.

In einem andauernden Machtkampf steigen Herrscher auf, werden gestürzt. Alle sind sie gierige Tyrannen, streben nach Geld, nach Dominanz, nach Stärke. Demnach bleibt auch keiner von ihnen lange an der Spitze. In diesem Auf und Ab aus menschlichen Schwächen, Gut und Böse, brilliert Maryna Pevzner, die einzige Frau auf der Bühne, die sich mit Inbrunst jeglicher Opferrolle entzieht, die die Männer ihr auferlegen wollen. Sie singt, sie schreit, sie tanzt wie eine Wilde.

Trotz aller Ernsthaftigkeit, die den Themen des Stücks innewohnt, ist der Besuch von „Three Steps To Paradise“ kein grimmiges Erlebnis. Selbstironisch und bissig gehen die Darsteller auf der Bühne mit dem eigenen Anderrssein um. Der Absurdität dieser Welt lässt sich als Zuschauer oft kaum anders als durch Gelächter begegnen. Bis zu einem bestimmten Punkt. Wenn ein eben Gekrönter (Manfred Gutermann) sich an „seiner“ Frau vergeht zum Beispiel oder wenn zwei vermeintliche Wissenschaftler (Gutermann, Matthias Hartmann) lachend Experimente an einem weitgehend unbeweglichen Dritten (Markus Wiedemann) durchführen und resümieren: „Was unwert ist, ist rauszuschmeißen“ – da bleibt einem dann das Lachen doch im Halse stecken. MAXIE RÖMHILD

Jana Irmert erhält Preis beim Dok-Fest

München – Die Musikerin und Sounddesignerin Jana Irmert erhält für ihre Arbeit an dem Film „Stress“ den Deutschen Dokumentarfilm-Musikpreis 2019. Die hierzulande einzigartige Auszeichnung ist mit 5000 Euro dotiert und soll die künstlerische Bedeutung von Musik in Dokumentarfilmen würdigen. Vergeben wird der Preis am 12. März, als fester Bestandteil des Dok-Fests München. In Florian Barons Film, der während des Festivals mehrmals zu sehen sein wird, berichten US-amerikanische Veteranen von ihren Erfahrungen in den Kriegen in Afghanistan und im Irak sowie von ihren Problemen, sich wieder im zivilen Leben zurechtzufinden. Die Berlinerin Jana Irmert hat die Musik komponiert und war gleichzeitig für den Ton mitverantwortlich. Das 34. Dok-Fest zeigt von 8. bis 19. Mai insgesamt 150 neue Filme. BLÖ